

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 46.

Dienstag, den 24. Februar.

1925.

Der „Blaue Reiter.“

Roman von Dietrich von Santen.

(Nachdruck verboten.)

(16. Fortsetzung.)

In diesem Augenblick kam ein Beamter. Hier, die Post kauft den Chiffrebrief.“ Der Präsident gab Schlüter den Brief, der ihn öffnete: Er enthielt zwanzigtausend Mark, die Papiere des Rühling und einen Zettel in einer ungelenteten Frauen-Schrift: „Alles andere nach Buenos Aires gesandt. Lotte Hanne D.“ Der Staatsanwalt sah Schlüter an. „Hanne Denner.“ Dieser wandte sich an Jöller. „Hat so Ihre Schwägerin ihren Namen geschrieben?“ „So hat sie geschrieben.“ Schlüter war in tiefen Gedanken. „Ich denke, jetzt essen wir etwas und dann fahren wir heim.“ „Also hängt der Denner und seine Frau mit dem Rühling zusammen.“ Schlüter konnte nicht widersprechen. „Sehr sonderbar, in der Tat.“ Sie fuhren zurück. Zuerst wurde der Holländer heimgebracht und ihm zugesichert, daß er für den Anzug entschädigt werde, dann ging es wieder über die Grenze. Es war schon Nacht, als sie beim Bauern Jöller ankamen. Der Gendarm war noch da. „Nichts geschehen?“ „Gar nichts.“ „Herr Jöller, wir müssen leider bei Ihnen Haus-suchung machen. Es wäre möglich, daß Ihre Schwägerin ohne Ihr Wissen im Hause etwas versteckt hätte.“ Der Bauer war niedergebrochen. „Tun Sie, was Sie wollen.“ Von Wertsachen fand sich nichts, wohl aber in dem Zimmer, in dem sie geschlafen, ein Zettel, auf dem mit Bleistift dieselbe Chiffre verzeichnet war, wie die Brieffindung auf der Post in Amsterdam sie getragen hatte. „Ein neuer Beweis!“ Am Mitternacht fuhren sie aus Goch fort. Der Staatsanwalt, der sich jetzt über Schlüters verstimmte Miene innerlich freute, sagte: „Der Kommerzienrat wird sich wundern, wo ich mit keinem Auto herumgegendelt bin.“ Schlüter antwortete nicht. Es war nun alles so gut wie erwiesen, daß die Denners zum wenigsten mit Rühling unter einer Decke staken! Er vermochte das alles kaum zu fassen! Er hatte sich diesmal gründlich getäuscht! Diese anscheinend so einfach veranlagte, etwas dumme Frau war also eine ganz abgefeimte Verbrecherin! Langsam ging die Sonne auf, als sie sich Wallenbrunn näherten. Der Staatsanwalt war ein wenig eingenickt, Schlüter sah an dem Chauffeur vorbei geradabaus, da sah er einen Mann auf einem Fahrrad ihnen entgegenkommen. Der Mann hielt plötzlich an — sprang ab und führte das Rad schnell unter die Bäume. Schlüter selbst wußte nicht, woher ihm plötzlich ein Verdacht kam.

„Chauffeur, halt!“ Der Mann dort konnte kein gutes Gewissen haben, warum suchte er sich sonst zu verstecken? Noch ehe der Wagen hielt, war der Kommissar mit jugendlicher Gewandtheit herausgesprungen, während der Staatsanwalt bei dem Ruck aus dem Schlaf fuhr. Schlüter rannte in den Wald. Er sah ein Fahrrad liegen und einen Mann fliehen und lief hinter ihm her. „Hilfe! Hilfe!“ Der Staatsanwalt und der Chauffeur, die gar nicht wußten, was eigentlich geschah, rannten hinterher und fanden den Kommissar der Länge nach an der Erde liegen, mit den Armen einen kleinen zappelnden und um sich schlagenden Menschen festhaltend. Sie packten zu und — „Lassen Sie mich los! Lassen Sie mich los! Räuber! Wegelagerer!“ Der Kerl schrie erbärmlich und jetzt hielten sie ihn. „Aber Herr Kommissar, das ist ja der Herr Venderbert aus Wallenbrunn.“ Der Mann rappelte sich auf. In seinen Augen war ein flackerndes Feuer. „Ich protestiere. — Lassen Sie mich los —“ Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf. „Ich begreife auch nicht, Herr Kommissar.“ „Herr Venderbert, warum sind Sie denn geflohen?“ „Ich bin nicht geflohen, ich bin abgestiegen, um nicht überfahren zu werden, Sie sind ja wie unsinnig gefahren.“ „Und warum sind Sie jetzt vor mir davongelaufen?“ „Glauben Sie, ich will mich überfahren lassen? Sie werden mich kennen lernen, Herr Kommissar.“ „Sie hatten doch eine Tasche in der Hand, als Sie forttrannten.“ „Sie träumen!“ „Da liegt sie ja! Chauffeur, geben Sie doch einmal her.“ „Ich verbiete Ihnen! Was geht Sie meine Tasche an.“ „Aha, da geben Sie schon zu, daß es Ihre Tasche ist. Herr Staatsanwalt, seien Sie doch so gut und sehen Sie einmal nach, was darin ist.“ „Herr Doktor ich glaube wirklich, Sie gehen zu weit.“ „Nicht wahr, Herr Staatsanwalt, ich rufe Sie zum Zeugen an —“ „Wenn Sie nicht wollen, dann nicht! Hallo, Bärtschen, so haben wir nicht gewettet.“ Schlüter hielt den sich wieder Behrenden mit einer Hand fest, nahm aus der Tasche ein Paar Handschellen und fesselte ihn. „Herr Kommissar, ich glaube wirklich —“ „Auf meine Verantwortung, Herr Staatsanwalt.“ Venderbert schluchzte plötzlich laut auf und brach zusammen, während Dr. Schlüter dem Staatsanwalt, der jetzt unfähig, aber verwundert zuschaute, die Tasche aus der Hand nahm und öffnete. Ein dickes Paket war in derselben. „Jetzt wollen wir mal zum Auto gehen und uns das näher ansehen.“ Venderbert schimpfte und schalt nicht mehr, er winselte und jammerte.

„Es ist nicht meine Tasche, ich weiß gar nicht, was das ist.“

Schlüter faßte ihn mit der einen Hand und hatte in der anderen die Tasche. Der kleine Mann leistete keinen Widerstand mehr.

„So, jetzt eingestiegen! Chauffeur, sie passen auf, daß er nicht entwischt. Hier, nehmen Sie den Revolver, er enthält sechs scharfe Schüsse und wenn der Kerl Miene macht, zu fliehen, knallen Sie ihn nieder. Auf meine Verantwortung.“

Der Chauffeur nahm widerwillig den Revolver, Lendert hochte totenbleich und winselnd im Auto, während Schlüter den Paden öffnete.

„Sieh da! Lauter Aktien der Stadtbrauerei. Hat davon nicht der brave Rühling einen tüchtigen Paden gestohlen?“

„Das sind meine Aktien!“
„Aha und vorher kannten Sie die Tasche gar nicht? Herr Staatsanwalt, mir scheint, hier hat uns der Zufall einen hübschen Paden der Rühlingischen Beute in die Hand gespielt, denn bares Geld ist auch noch ein netter Haufen in der Tasche. Kommen Sie, nehmen wir das Fahrrad mit. Herr Lendert wird die Güte haben, uns nach Wallenbrunn zu begleiten.“

Der Staatsanwalt sagte nichts mehr, sondern sah Schlüter nur an. Er konnte noch immer nicht glauben, wollte aber auch nicht widersprechen. Da war es am besten, er sagte gar nichts und überließ dem Kommissar die Verantwortung. Der Chauffeur furbelte an, Lendert sagte kein Wort mehr und nach einer weiteren halben Stunde hielten sie vor dem Polizeibureau Wallenbrunn. Kommissar Wildermut kam ihnen entgegen.

„Herr Kollege, den Mann halten Sie fest.“
„Aber das ist ja Herr Lendert.“

„Jawohl, Herr Kommissar, und ich protestiere —“
„Protestieren Sie, soviel Sie wollen. Herr Kollege, der Mann ist verheftet und ich bitte um das Verzeichnis der von Rühling veruntreuten Papiere —“

Weil auch der Staatsanwalt nicht widersprach, befolgte Wildermut kopfschüttelnd den Befehl. Lendert versiel wieder in das Jammern.

„Ich bin unschuldig! Ich weiß von nichts!“
Trotz der frühen Stunde versammelten sich Menschen. Auch die beiden Oberwachmeister Krüger und Schröder kamen heraus.

„Herr Schröder, Sie verhaften bitte sofort den Bädermeister Gerber.“

„Den —?“
„Den Bädermeister Gerber, jawohl!“

„Herr Staatsanwalt, soll ich —“
„Tun Sie, was der Herr Kommissar sagt, schnell!“

Die Herren gingen in das Bureau, Oberwachmeister Krüger mußte Lendert nehmen, der Kommissar brachte die Liste.

„Bitte, meine Herren, helfen Sie!“
Der Staatsanwalt schrie auf.

Donnerwetter, Doktor, Sie haben recht, das ist ein Teil der gestohlenen Papiere, sogar die Nummern der Geldscheine stimmen.“

„Dann denke ich, werden wir beim Bäder Gerber auch etwas finden!“

„Führen Sie Lendert in eine Zelle.“
Der wimmernde, vollkommen zusammengebrochene kleine Mann wurde abgeführt und der Staatsanwalt wandte sich an Schlüter —

„Nun sagen Sie bloß, Herr Doktor, wie kamen Sie auf den Gedanken?“

Schlüter lachte.

„Das weiß ich selbst nicht. Das ist so eine plötzliche Eingebung. Nennen Sie es meinetwegen kriminallistisches Scharfbild. Ich wußte unwillkürlich, daß der Kerl etwas auf dem Gewissen hatte.“

Oberwachmeister Schröder kam zurück.

„Bädermeister Gerber ist gestern verzeift.“
„Hat Punte gerochen! Sehen Sie, da hat mich derselbe Dufel im Stich gelassen. Den hätten wir gestern verhaften sollen. Tut nichts, dann wäre uns wahrlich Lendert entwischt. Jedenfalls, Herr Staatsanwalt, ich denke, jetzt wird die Sache interessant.“

(Fortsetzung folgt)

Karnevals Abschied.

In der Nacht vom Faschingsdienstag auf Michermittwoch wird der Fasching zu Grabe getragen, und die Bräuche, die bei dieser Veranlassung in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, Böhmens und Österreichs früher und zum großen Teil noch heute geübt werden, lassen sich größtenteils auf altgermanische Feste zurückführen, bei denen man das Ende des Winters bildlich darstellte. So wird in der Gegend von Schluderau die sterbende Faschingslust als ein verummter Flüchtling dargestellt, der von der Volksmenge mit oder ohne Maske durch die Straßen gejagt wurde, bis man ihn in einer mit einem Stricke abgeperrten Gasse zu Fall brachte. In diesem Augenblick tritt der bei seinem böhmischen Volksspiel lebende Scharfrichter hinzu und durchsticht mit seinem Schwert eine mit Blut gefüllte Blase, die der Verummte unter seinem Gewand auf den Leib gebunden hat, und wenn das Blut austritt, stirbt der Fasching. Man legt ihn auf eine Bahre. Am nächsten Tag wird er oder eine ihm gleich gekleidete Strohpuppe unter großer Volksbeteiligung bis zum Leich gefahren, wo der Scharfrichter eine Rede hält und den toten Fasching in das Wasser lenkt. — In vielen Orten, wie z. B. auch in Prag, wird der Prins Karneval als Bacchus dargestellt und am Faschingsdienstag aufgebaut. Man zieht einer Strohpuppe Kleider an, steckt ihr eine Pfeife in den Mund, gibt ihr in die eine Hand einen Weinstock, in die andere ein Glas und legt sie auf eine Tonne, die zwischen grünen, mit bunten Fahnen und Papierlaternen geschmückten Tannen steht. Verschiedene Masken bewegen sich, tanzend, lachend und zehend, um ihn herum. Als feststehende Masken müssen dabei stets ein Bajazzo, ein Budliger, ein Possiduell und die Frau des Bacchus vertreten sein. In die Nacht vorge-schritten, meldet man den Tod des Bacchus, entkleidet ihn aller überflüssiger Gegenstände, legt ihn mit gebührender Feierlichkeit auf eine Bahre und veranlaßt unter Vorantritt der Musik, die einen Trauermarsch spielt, einen Um-marsch. In der Mitte des Saales wird die Bahre nieder-gelegt und eine rührende Trauerrede gehalten. Stellt eine lebende Person den Fasching dar, so wurde er früher auch wohl in den Hof getragen und in einen dort aufgeworfenen Aschenhaufen gewälzt, um die Beerdigung des abgewiesenen Prinzen Karneval noch deutlicher zu symbolisieren. In vielen Gegenden Böhmens wird die Strohpuppe, die den Prinzen Karneval darstellt, verbrannt und die Asche in die Luft verstreut. In einigen Orten des Riesengebietes wird als Leiche des abgewiesenen Faschings eine laienlose alte Babaeige in weiße Leinwand gehüllt und unter parodistischen Trauerfeierlichkeiten außerhalb des Ortes oder auch in unmittelbarer Nähe der Schule im Schnee oder in der Erde beigesetzt. Warum gerade die Schulnabe bevorzugt wird, ist schwer zu sagen. Ähnlich wie in Prag machte man es früher in Schwaben, wo der Fasching in Gestalt eines alten Weibes unter reiner Beteiligung der Bevölkerung am Michermittwoch begraben wurde. Auch in Tirol sind noch an vielen Orten ähnliche Bräuche am Michermittwoch gang und gäbe. Während mit dem Michermittwoch in der altem katholischen Christenheit die mehr oder minder streng beobachtete Fastenzeit beginnt, wurde in Mailand nach altem Brauch noch drei Tage länger jubiliert und mit Maskenscherzen dem Prinzen Karneval gehuldigt. Mit dem Ursprung dieses einst dahingehenden Privilegiums hat es nach einer geschichtlichen Überlieferung folgende Bewandnis: Der heilige Ambrosius hatte lange vergeblich gegen die Faschingsbelustigungen in der Stadt gepredigt und wiederholt gedroht, die Stadt zu verlassen. Als nun das tolle Treiben kein Ende nahm, lehrte er wirklich der Stadt auf einige Zeit den Rücken. Er gab bei seinem Abschied den Mailändern die Erlaubnis, bis zu seiner Rückkehr am Michermittwoch sich auszutoben unter der Bedingung, daß sie dann ein neues Leben beginnen würden. Da geschah es, daß unvorhergesehene Zwischenfälle den heiligen Mann über die verabredete Zeit hinaus an der Rückkehr hinderten. Erst drei Tage nach Michermittwoch kam er in Mailand an, wo man sich weiter nicht mit Warten auf den unbequemen Mahner aufgehalten, sondern um so toller weiter gefeiert hatte. Nun war das Feiern zwar zu Ende, aber seit jener Zeit hielten die Mailänder an der Ergrungenheit der drei Extratage fest und so dauerte der Karneval dort noch an, wenn der Fasching an anderen Orten längst zu Grabe getragen war.

Hans Bege.

Der Winterportplatz ohne Winter.

Ein Epilog zur verflorenen Tiroler Winterportaison.
Von Heim Scharf.

Den verheißungsvollen Auftakt zur diesjährigen Winterportaison gab der vorige Winter. Da lag der Schnee haushoch, auch dort, wo er weggelächelt gehört hätte, da erstreckte Tirol fast im Schnee, mukteten sogar die Kirchdörfer aus-schaulicht werden. Damals brach sich lapinenaich die Ex-trennis Bahn, daß Tirol ein Winterportland par excellens sei, ein ebenbürtiger Rivale der Schweiz, der sich bisher nur nicht so recht in Szene zu setzen gewußt hatte. Doch das sollte nachgeholt werden.

Die Winterportplätze schossen wie die Bilae aus der Erde, allerorten wollte man tun, denn wo

In der ganzen Welt gab es so viel Schnee als in den Tälern des Inns und auf den freien Bergen von Tirol?

Ja, was hat man alles veräumt! Viel zu spät hatte man sich auf das lukrative Geschäft des Winterports besonnen, erst in der letzten Stunde blies es die Vokanen hinaus; Besuchen Sie Tirol, die ideale Winterlandschaft! Mit uns erwachte nun der Winterportolok und begann feberhaft für die nächste Saison zu rüsten. Bei Gott, die Unterlassungssünden der Wäler sollten gestraft werden. Die große Winterportoffensive für 1924/25 begann.

Rübrige Vereine riefen zur gemeinsamen Mitarbeit auf. Die biedere Gemeinde fühlte sich plötzlich als Zewel des Schneegebirges, der poetische Aufsatz wucherte. Bilder vom verschneiten Tirol gingen bis nach Kanada. Filme über Tirol im Schnee liefen freudig und quer (nachgewiesenermaßen gern auch als Schweizer Filme). Prospekte über Prospekte Tiroler Winterlandschaften darstellend, lagen in jedem Bahnhof und Hotelkonter auf.

Ausländisches Kapital half unterdes dem schwachen Gastwirt auf die Beine, das er als ungebauter Hotelier die Gäfte bestraffen und auf Barbetrieb, Jazzband und aeeebenfalls auf ein kleines Zimmerchen für Baffarat und Boule verweisen konnte.

Der Friseurladen etablierte sich und der Zeitunastrost, der Photograph errichtete ein beizbares Scheunenatelier, kurz, allenthalben hellte man sich auf den Winterportolok ein. Obenan aber lagen die heimischen Geschäfte eine ungeheure Konjunktur für sich anbrechen. Alles übernahm sich. Der Schneider bestellte Berge von Breches, Windjacken, Jumpers und sonstigen Artteln, der Schuster führte jeden gewünschten Stiefel, das Sportgeschäft füllte sich bis zum Dach mit St. Rodeln und Schlittschuhen, und die biederen Bauern droffelten die Milch nicht die der frommen Denkungsart, sondern die ihrer mageren Kühe, und entsogen der Stadt die Lieferung, da sie Schlagahne für die Winterportler herstellen wollten.

Die einzelnen Vereine arbeiteten ihr Winterportprogramm aus, die Skilehrer lekten den Beginn der Kurse fest und die Hoteliers die Preise, alles inbeariffen, außer vielleicht allzu großer Bescheidenheit.

So war alles bereit, auf das Beste investiert, Vorküh auf den Winter anommen und aeeeben.

Vor Weihnachten erschienen dann die ersten Sportler. Wie die Schwaben, Sie machten vorerst noch keinen Sommer aus. Aber dann schienen sie in Scharen einzufallen zu wollen, der und jener kam, der in Sporttreiben einen gewichtigen Namen führte und dieser und mancher aernaelebene Gast, nur der eine kam nicht, er, der Winter. Er war offenbar in andere Gegenden verzogen, statt seiner erschienen warmer Könn und Heiblicher Sonnenschein, das die Kohlenhandlungen nur so in nichts dahinschmolzen und die Wintergäfte, ohne einen Schnee erleben zu haben, wieder abdampten.

Da lag nun das entwinterte Land verlassen da, und inmitten seiner Schneelosigkeit kreiste leuzend der Winterportolok. Sah die Tage kommen und gehen und verank in gähnende Leere.

Merkwürdig, das im heiligen Land Tirol, dem Mutterland der Prozeffionen, niemand auf den Gedanken verfiel, Schneeprozeffionen abzuhalten, vielleicht hätte sich der liebe Gott doch noch in zwölfster Stunde eines besseren belonnen und Frau Holle zum Lüften ihrer Betten veranlaßt.

So, als Ende Januar noch immer kein Schnee vom Himmel gefallen war, lagen sich auch die größten Optimisten um ihren Winter betrogen, war die Saison endgültig erlediat, der schöne Traum vom Winterportolok vorbei.

Der Hotelier sah sich um alle seine Hoffnungen betrogen, er kann sich nun nicht mehr als kleiner Wirt wohl fühlen bei den großen Schulden, der Friseur hat keinen einsigen Subilokf gekürzt und muß dafür selbst alle seine Haare lassen, dem Schneidermeister verblieb kein wohlaffortiertes Lager an Breches, Windjacken und Jumpers, des Schusters Stiefel drückt keines Käuters Fuß, das Sportgeschäft überleat zwischen Konturs und Ausaleich und die braven Bauern versuchen ihre schöne Milch wieder in der Stadt anaubrtaen, allwo man aber bereits auf lauae Zeit hinaus mit anderen Lieferanten abgeschlossen hat.

Aus dem Vorküh auf den Winter ist mit einmal bitteres Reugeld geworden. Der Winterportolok entwudote sich als kein Geschäft, sondern als aeschäftlicher Reinkall, und die Folgen daraus wird natürlich er in erster Linie zu traasen haben.

Alle verheißungsvollen Projekte liegen bearaben; man hat sich verpekuliert, vielfach zugrunde gerichtet, die Winterportolok 1925/26 wird im Zeichen des heurigen Winters stehen: „Wir hab'n ja eh lan Winter!“ Dann wird natürlich der Schnee wieder haushoch liegen, auch dort, wo er weageschauftelt gehört, alles wird erfriden in ihm und nur die Kirchurmvisen werden blintend aus ihm herausraaen.

Denn der liebe Gott ist nicht mehr mit dem heiligen Land Tirol, er schickt ihm Prüfung über Prüfung, und wenn sich auch in dem kleinsten Winterportolok alles ausaleich, mit ihm sich ausugleichen, fällt heuer dem Tiroler am schwersten, denn er muß allzu tief in die Tasche greifen, weil ihm der Himmel keinen Schnee geschickt hat.

Aus alten Chroniken.

Um was man sich im 16. Jahrhundert sorgte.

Auf dem Landtag im Jahre 1542 klagten die Landhände, das an etlichen Orten so schlechtes Bier gebraut werde, das es fast niemand genießen könne. Dazu wären aber vor Jahren nicht der zehnte Teil Bierbrauer im Lande gewesen als dato. Die Stände verlangten nun, das Bier solle auf dem Lande um einen Heller teurer sein, aber dafür besser. Der Fürst erklärte aber, es wäre besser, wenn auf dem Lande gar kein Bier getrunken würde, „weil dabei nichts Ehrliches, Lößliches, noch Gutes, sondern nur Laster, Schande und Ubel daraus erfolgen.“ Als gelehrmäßige Tare wurde dann aufgestellt: 1 Maß Märzener 2 Pfennig; 1 Maß Winterbier 3 Heller. — — O. allüdtliche Zeit!

Am Fasten stirbt niemand!

In einem Küchenbuch des altbayerischen Klosters Benediktbeuren lesen wir folgenden „Samalen“ Küchenzettel für den höchsten Fasttag (Wochermittwoch) des Jahres 1714: „Erstlich durchtriebene Arbisuppen mit gebähten Brot schnitten; Eier mit Schmalz auf etlichen Schüsseln, so viel nämlich erkledlich sind; auch so viel Schüsseln gerösteten Hechten; alsdann ein guter Sudfisch, jedem eine Portion, etlich Stüdel aber mehr, damit Alles wohl erkledlich sei. Item Zettelkraut und jeder Schüssel vier Heringe; nach diesem vier Schüsseln gebadene Dollen; item vier Schüsseln Platais, das in jeder wenigstens sechs liegen; dann vier Schüsseln gelehnte Keuten oder eingemachte Keuten; mehr Schüsseln geschmelzten Stöfflich; vier Stüd Lachs in süßer Brüß mit Zwiebeln und Mandeln; vier Schüsseln Schneeden in Häufern; vier Mantelstorten; vier Schüsseln Salenehl und ebensoviel Kresien und Zwetschgen und zuletzt drei Schüsseln Obst.“ — Am Fasten stirbt niemand.

Der deutsche Volksschullehrer im 17. Jahrhundert.

Ein amtlicher Erlaß der württembergischen Regierung vom 17. Mai 1654 schreibt folgendes vor: „Die Pfarrer sollen ihre Schulmeister nicht allzuviel in ihren eigenen Diensten und Geschäften gebrauchen, um Schulen einzutreiben, oder dabei zum Holzspalten, Dreidlen, Graben oder dergleichen Arbeiten mehr; weil dadurch die Schulkinder nicht wenig verabläumt werden. Auch soll es nicht geduldet werden, daß die Schulmeister Wirtschaft treiben, oder daß man ihnen Dorfschüben oder ähnliche Dienste anhängt. Wenn sie neben ihrem Amte Spielleute sein wollen, müssen sie entweder dieses Aufspielen oder ihren Dienst aufgeben.“ — Nebendienste besonderer Art waren indessen immerhin noch zulässig (bis weit in das 19. Jahrhundert herein!) So lebte um 1800 in einem oberbayerischen Döchen ein Lehrer, der jährlich nur 40 Taler Gehalt bekam und daher nebenbei Musikant war. Er durfte die Gemeinde weide unentgeltlich für sein Vieh benutzen hielt dabei ein paar Gänle und schaffte sich aus besonderem Vergnügen zum Paustier — einen Zael an. Wenn sein Bub aus der Schule kam, rief er — wie die Chronik berichtet! — „Gottfried, treib's liebe Vieh hinaus!“

(Mitgeteilt von Hans Flügel.)

Gesellschaft u. Mode

Der Baffisch als Modeideal. Eine Dame, die dem heutigen Modeideal völlig entsprechen will, muß wie ein Baffisch aussehen. Wir erleben die Entwicklung zur „Kindlichkeit“ seit einer Reihe von Jahren durch den Bubitopf, den Innefreien Rod und das Hängekleidchen. Aber jetzt erlt macht die Mode ganz Ernst und verlangt von der Frau in reiferen Jahren auch die Baffischiaur. Die neuesten Pariser Modelle sind so eng und so klein, daß die Damen in der Leiblichkeit, die sie immer noch bestken, einfach nicht hineingehen. Ihnen bleibt also nur die Wahl entweder die Kleider aufzuklappen oder — noch dünner zu werden. Die Abmagerungastur ist daher die Hauwbeschäftigung, der sich jetzt die elegante Frau hingibt. Die Ärzte werden um eine Diät bestimmt, durch die man das vorchriftsmäßige Körpergewicht von höchstens 100 Pfund erreicht, und in den Schönheitsalons müssen die Massenfen überstunden machen, um die Wünsche aller Kundinnen zu befriedigen. In den großen Warenhäusern — so wird aus London berichtet — sind die Erfrischungsräume entvölkert, denn die einkaufenden Damen wagen nicht mehr, sich ein Stüd Kuchen oder ein Brötchen zu aönnen. Lieber gehen sie in den Massersalon, um sich schnell etwas überflüssiges Fett fortzubringen zu lassen. Die Anprellungen von Entfettungasturen nehmen überhand, und die finbiaen Ausnuser der Konjunktur werden schwer reich, aber die Frauen meistens nicht dünner. Wie werde ich schlant? Das ist die Frage, die erörtert wird, wenn ein paar Damen zusammen sind; die Rage wird zum „häßlichsten Gericht“ von dem die Dame täglich ätternnd ihr Urteil erwartet. Die Ärzte warnen vergebens vor den gesundheitschädlichen Folgen der Abmagerungasturen. Es nützt nichts; man muß nun einmal wie ein Baffisch aussehen. Viele Modedamen haben sich auf folgende Tagesration aefest: morgens ein Glas Wasser, zum Frühstück einen Apfel, zum Mittag wieder einen Apfel und Wasser, bei der Hauptmahlzeit abends ein wenig maaeres Fleisch, keine Kartoffeln und keinen Käse.



Verlöbniß und Ehe im alten Deutschen Reich.

Wenn auch die Sitte schon im 10. Jahrhundert den jungen Mädchen vorkam, nicht unnötig zu lachen, langsam zu gehen und schüchtern zu stehen, so waren doch die Fesseln, die die äußeren Formen den Menschen später in der bürgerlichen Welt anlegten, noch nicht so hart ausgebildet. Man war noch natürlicher und in den Gefühlen unbeherrschter. Auch dem anderen Geschlecht gegenüber benahm man sich noch viel ungezwungener und selbst beim Mädchen galt es nicht als unbedingt verächtlich, daß sie ihre Jungfrau einem Jüngling unterworfen zeigte. In der Dichtung Ruodlieb, die ungefähr in diese Zeit fällt, wird erzählt, wie das Burgfräulein, ihre Schwägerin verlassend, sofort herbeieilt, als der Jüngling mit dem Oheim einzieht. Der Dichter verleiht ihr Erscheinendem dem aufgehenden Monde, den jungen Knappen mit dem verlorenen Sohne. Es wird dann weiter erzählt, wie das Mädchen, nachdem ein Bad den Reifestaub von dem Jüngling genommen hat, ihn sofort lieb gewinnt und wie beide Teile ihre Jungfrau durch Winke und sanfte Küstlichkeiten einander zu verstehen geben.

Wurde freilich eine Heirat geplant, so spielten dabei immer noch die unmittelbaren Beteiligten, besonders die als Braut Auserwählte keine sehr wichtige Rolle; im Vordergrund stand der beiderseitige Familienrat. Zuerst war der junge Mann verpflichtet, seine Verwandten um Rat zu befragen, dann verhandelte er mit dem Vormunde der Braut und ihren Verwandten, vielfach ohne sie selbst davon zu verständigen. Ihr Recht wurde nur insoweit gewahrt, als der Freier oder der Freierwerb die Anwesenheit ihr im Kreise ihrer Verwandten vorlegen mußte. Erklärten sich alle Teile einverstanden, dann verpflichtete sich der Freier oder in seinem Namen der Werber durch Ring und Eid zur Verlobung. Diese wurde vollzogen, indem der Bräutigam der Braut einen Ring an den vierten Finger steckte. Im Ruodlieb wird erzählt, wie der Familienrat mit einem guten Trank eingeleitet wird, eine Sitte, die wohl ziemlich weit verbreitet war. Hatte man sich genügend gütlich getan, so wurden die Tische weggetragen, die Türen verschlossen und von kräftigen Männern bewacht. Die nun beginnenden Beratungen waren mit vielen Höflichkeiten verknüpft. Sie bewegten sich vor allem um die Frage nach Stand und Besitz. Nachdem alles zur Zufriedenheit geklärt war, wurde die Braut, ihre Mutter und die Mutter des Bräutigams hereingerufen. Der Vorsitzende des Familienrates fragte nun den Jüngling und das Fräulein, ob sie sich wollten. Nachdem die Frage bejaht wurde, trat der Bräutigam, der Sitte gemäß, der Braut lachend auf den Fuß; der Mundwast der Braut überreichte dem Bräutigam Schwert und Hut zum Zeichen, daß er nunmehr die Rechte des Vormundes übernahm. Mit diesem Akt war die Ehe endgültig geschlossen. Die Anwesenden stimmten den Hochzeitsgesängen an und zum Schluß wechselte das Paar noch Geschenke aus.

Die eigentliche Heimgführung folgte gewöhnlich erst nach einiger Zeit. Der Bräutigam entbandte die besten seiner Freunde zu dem Vater der Braut mit der Botschaft, daß er die Braut anträte. Darauf ging man daran, die Braut zu schmücken; sie wurde gebadet und feierlich angekleidet. Nach dem Zeugnis der zeitgenössischen Dichter war es meist ein weiches Gewand, das Vorten und goldene Spangen zierten. Zum Empfang würdevoll bereitet schritt sie nun dem Bräutigam entgegen. Dieser reichte ihr die Hand, umhalsete und küßte sie. In der Spitze einer ringenden und lachenden Schar wurde sie nun reitend nach Hause gebracht. Darauf folgte manchmal die kirchliche Einsegnung. Sie wurde aber durchaus nicht unbedingt gefordert, wenigstens nicht im Abendlande. Die Kirche anerkannte ausdrücklich, daß auch eine ohne kirchlichen Segen geschlossene Ehe durchaus keine Sünde sei. Die einfache Erklärung genüge, um eine Ehe gültig werden zu lassen. Man nahm dabei Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage weiter Kreise, denen es oft nicht möglich war, die Kosten einer kirchlichen Trauung aufzubringen. So hatte im Abendlande die kirchliche Einsegnung des Brautpaares nur die Bedeutung, eine schon bestehende Ehe zu bestätigen und ihr eine höhere Weihe zu geben. Diese Einsegnung geschah in Form einer Brautweihung, die dann übrigens am dreizehnten Tage und am Sabbatstage der Eheschließung wiederholt wurde. Der Priester führte den Bräutigam und dieser die Braut. Das Paar empfing, nachdem Segensgebete über ihnen gesprochen wurden, die Kommunion.

Zu Hause wurde das Brautpaar von den Verwandten mit Gelächel begrüßt. Mit viel Gepränge fand nun das Hochzeitsmahl statt. Darauf wurde die Braut von ihrem Vater oder sonstigen nahen Verwandten in die Brautkammer geführt. Am nächsten Tage erfolgte die Überreichung der Morgengabe.

Ungehorsam.

Von Wills Frenzel.

Kürzlich war ich Zeuge eines Vorfalles. Ich ging vom Geschäft nach Hause. Mein Weg führte mich durch die L-Straße. Eine Schar von Kindern tummelte sich im fröhlichen Spiele. Da ertönte von einem Fenster her mehrmals der Ruf: „Berta!“ Die so Gerufenen, ein blondes Mädchen von ungefähr zehn Jahren, rief mit Unwillen zurück: „Was soll ich!“ — „Du sollst zum Vater gehen und Brot holen.“ — „Aber!“ war darauf die prompte Erwiderung. Es entstand ein kleines Wortgeplänkel, aber Berta war nicht zu bewegen, den Weg zu befragen. Selbst gute Worte halfen nichts. „Da bekommst du eben kein Abendbrot“, und ärgertlich war die Mutter das Fenster zu.

Nachdenklich ging ich weiter. Dieser Vorfall beschäftigte meinen Geist. Arms Mutter! Laßt du recht damit, daß du deinem Kinde den Willen siehest? Warum straffst du es nicht für seinen Ungehorsam damit es später eine Lehre daraus zieht. Du wirst darauf antworten: „Wie kann ich es auch nur strafen, die schon von früher Jüngend an ihren Willen gehabt hat!“ Ist das richtig? Nein, und tausendmal nein! Ein Kind, das in der Jugend nicht Gehorsam lernt, wird es auch später nicht, wenn es erwachsen ist, lernen. Es kann nur das eine: Befehlen! Ob es aber zu seinem Wohle gereicht? Ich glaube es ist schwerlich!

Und doch gibt es noch viele Eltern und Erzieher, und hauptsächlich Mütter, die ihren Kindern jeden freien Willen lassen. Sie wundern sich dann, wenn sie später die Folgen tragen müssen. Darum, Eltern und Erzieher, auch ihr, liebe Mütter, merket; Jedem, auch dem feinsten Ungehorsam der Kinder muß die Strafe auf dem Fuße folgen. Wenn ein Kind den heißen Ofen oder Lampenzylinder anfakt, so wird es das kaum zum zweiten Male tun; so ist es auch mit der Bestrafung des Ungehorsams; das Kind hat genau gemerkt, auf den Ungehorsam ist sofort die schmerzhafteste Strafe gefolgt. Soll also ein Kind Gehorsam lernen, so muß es von frühester Jugend an gestraft werden, wenn es ungehorsam war. Natürlich muß die Strafe im Verhältnis zu den Vergehen stehen in vielen Fällen genügt ein kleiner Klaps auf die Finger. Wenn die Mutter dem Kinde etwas verbietet, darf sie nie gestatten, daß das Kind fragt, warum; es muß fühlen, daß es die Mutter weis, und daß diese nur sein Bestes will. Das muß genügen. Also Strafe muß sein, aber die Mutter hüte sich, im Zorn zu strafen und ihr Strafrecht zu missbrauchen. Auch bei der Strafe muß das Kind die Liebe der Mutter fühlen. Es muß empfinden, daß es durch seinen Ungehorsam der Mutter Schmerz bereitet hat und daß die notwendige Strafe ihr weher tut als ihm.

Gerade in der jetzigen Zeit, wo man eine willensstarke und gelungene Jugend heranziehen muß, können Eltern und Erzieher dahin wirken, daß die Kinder von frühester Jugend an Gehorsam lernen. Später, wenn sie einmal erwachsen und verheiratet sind, werden sie es Dank wissen und manches Unglück wird von vornherein vermieden.

Frühjahrs- und Sommer-Moden!

Es bleibt bei der geraden, schlanken Linie auch für das Frühjahr und den Sommer 1925. So scheint es wenigstens bis jetzt, wenn nicht alle Anzeichen trügen. Es sieht auch nicht aus, als ob sich die Directoire-Mode besonders viele Anhängerinnen erobern würde — es müßte denn ganz plötzlich noch ein Umschwung in der allgemeinen Geschmacksrichtung eintreten. — Man ist eben zu sehr auf schlankte Linie eingeschworen, hat zu angenehm die Vorsätze des letzten, lösen Kleides empfunden, als daß man sich leichtfertig auf andere Bahnen loden ließe. Man trägt das Hemdkleid zu jeder Tageszeit und zu jeder Gelegenheit aus anderem Material und in anderer Aufmachung. Ist es am Morgen das schlichte Kleidchen aus einfachem Woll- oder Waldwoll, hüftig tariert oder gestreift, mit einem weißen Bubentragen und flatter Krawatte, so präsentiert es sich nachmittags schon bedeutend eleganter. Und am Abend, zur sommerlichen Réunion im eleganten Kurhotel, dominiert wiederum das Kleid im schlichtesten Schnitt, das Hemdkleid, allerdings meist aus kostbarsten Stoffen. Die Mode bringt freilich eine unerwünschte Fülle von Abwechslungen von der strengen Hemform. Ein zuverlässiger Ratgeber dafür, zu jeder Tageszeit richtig anzuziehen zu sein, sind die bekannten „Bever's Mode-Führer“, die in zwei Ausgaben, Band 1 „Moden für Erwachsene“ und Band 2 „Jungmädchen- und Kinderkleidung“, etwa 500 Vorklagen der neuesten Haus-, Sport-, Reise- und Gesellschaftskleidung sowie eine Fülle reizender jugendlicher Modelle bringen. Ein großer Schnittmusterbogen mit 12 Modellen liegt jedem Bande bei. Band 1 enthält außerdem zwei wertvolle Gratisbeilagen in Form eines Schnittes und Abblatts-musters, beide für 3 Modelle verwendbar. (Berlins Otto Bever, Leipzig I.)